

Das Pfennig-Magazin

für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 455.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[20. September 1851.

Voltigen in der Schweiz.



Der in seinem Wahn glückliche Bildersammler.

Vor etwa 30 Jahren wurden in Paris auf dem Grund und Boden, in dessen Mitte sich gegenwärtig die Kirche la Madelaine erhebt, die ersten Gebäude aufgeführt. In einem jener damals ganz vereinzelt stehenden Häuser, an denen noch zu beiden Seiten die rohe Verzahnung hervorsprang, wohnte der Graf von A., ein schon bejahrter schwacher Mann, der in völliger Abgeschiedenheit von der Welt lebte, sich dann und wann über diesen isolirten Zustand in ziemlich bittere Klagen ergoß, darüber aber doch keineswegs ernstlich betrübt zu sein schien. Und so verhielt es sich in der That; denn der Graf besaß Etwas, das sein Leben erfüllte und Allem, was von Neigung und Empfindung in ihm war, Stoff und Nahrung zur Genüge darbot: er hatte eine Passion, eine Manie, wurde, so zu sagen, von einem Dämon beherrscht, der den allerwohlthätigsten Einfluß auf ihn ausübte, indem er ihm die Genüsse eines großen Vermögens, das der Graf zum Theil verloren, eine Gunst am Hofe, die er überlebt hatte, eine Jugend, die ihm lange entschwunden, und eine zerrüttete Gesundheit, die ihm verblieben war, zu ersetzen vermochte.

Der Gegenstand dieser Manie, dieser Leidenschaft oder wie man es sonst nennen will, waren Bilder. Der alte Graf stand übrigens nicht ganz allein; er hatte zwei Neffen, Söhne seines Bruders, der auf dem Schlachtfelde geblieben war und kein Vermögen hinterlassen hatte. Diese Knaben hatte der Graf erzogen, aber die Jünglinge, ganz nach Art der jungen Vögel, waren ihm wieder davongeflogen, sowie sie herangewachsen.

Der Eine war ein ordentlicher, ganz leidlicher Mensch gewöhnlichen Schlags; er hatte etwas gelernt, aber keinen Geist, war nicht ohne Kenntnisse, aber ohne alle Phantasie; von einem Enthusiasmus für die bunten Herrlichkeiten seines Onkels an den Wänden wußte und verspürte er nichts in sich, aber er that ihm den Gefallen, sie so oft und so lange mit anzustarren und zu bewundern, als jener nur wünschte. Ja noch mehr als Das: durch das stete Anhören der Bewunderungsformeln des Onkels waren manche derselben in seinem Gedächtnisse sitzen geblieben; mit Hilfe dieser Phrasen konnte er nun ab und zu auch eine Meinung, auch ein Urtheil über die Gemälde äußern und zwar Urtheile, die der Onkel um so vernünftiger und treffender fand, als es immer seine eigenen Gedanken, ja oft seine eigenen Worte waren, die ihm das treue Echo zurückgab. Dieser Neffe war in einem Bankiergeschäft untergebracht worden.

Der Andere war voller Launen und Sonderbarkeiten, hatte seine eigenen Ansichten, war geistreich und stritt sich mit Gott und aller Welt; eine vorherrschende Neigung zog ihn zur Malerei. Der Onkel hatte ihm die Fehler immer nachgesehen, der Gedanke, einen großen Maler aus seiner Familie hervorgehen zu sehen, ihn selbst heranzubilden, ihm seine Richtung zu geben, sein Talent mit allen Beobachtungen und Erfahrungen eines langen Lebens zu nähren — dieser Gedanke war für den Grafen mehr als hinreichend, ihn die ärgsten Thorheiten seines Neffen Eugen liebenswürdig finden zu lassen.

Eugen, von einem geheimen Instinct getrieben, der ihm sagte: „Aus dir wird ein Maler“, hatte lange Zeit mit Geduld die weitläufigen Auseinandersetzungen des Onkels mit angehört, hatte sämtliche Schönheiten, die derselbe ihm aus seinen Gemälden herausdemonstrirte, bewundert und wieder bewundert, copirt und

noch einmal copirt — und so es erlangt, eine Zeit lang außer dem Hause im Atelier eines berühmten Malers lernen und arbeiten zu dürfen; endlich war er nach Italien gegangen mit einer kleinen Summe Geld, die er zum Theil vom Onkel zum Geschenk erhalten, zum Theil durch Anfertigung von Portraits sich erworben hatte.

Bei seiner Zurückkunft fand er den Greis wieder, wie er ihn verlassen hatte, lebend und webend in seiner Bildergalerie und mit jedem Tage ein paar neue Schönheiten mehr entdeckend, die ihm Tags zuvor entgangen oder noch nicht klar gewesen waren. Seines Bruders Paul Ansichten über die Wunderwerke, auf die der Onkel so stolz war, hatten sich um kein Jota geändert; aber Eugen hatte inzwischen die Werke der großen Meister gesehen und studirt und gelernt, was malen heißt.

Im Leben jedes wahrhaften Dichters und Künstlers erscheint ein Tag des Jubels und der Bonne, wo ein zweites Gesicht, ein neues Dasein in ihm aufgeht, die Natur sich ihm enthüllt und all' ihre Schöne, Herrlichkeit und ihre seligsten Geheimnisse ihm offenbart; noch am Abend vorher war er nichts als ein Versmacher oder ein elender Anstreicher, und am Morgen ist er ein Dichter, ein Maler.

So konnte denn Eugen auch nicht mehr auf das Wort seines Onkels alle die Schönheiten in seinen Bildern sehen, die einmal nicht darin waren, und wenn nun der alte Graf, ganz im Widerspruch mit den Vorbildern und Studien, denen sich der Neffe in Italien gewidmet, ihm z. B. die Herrlichkeiten eines seiner Nubens anpries, so blieb Eugen ganz gelassen und erwiderte: „Man hätte mich in Rom gesteinigt, wenn ich nichts Besseres gemacht hätte als Das.“

Wetter! versetzte der Onkel, es hat zwar immer gegolten, daß die Jugend anmaßend ist, allein eine Unmaßlichkeit wie die deinige, mein Herr Neffe, habe ich denn doch nicht für möglich gehalten. Ich habe es wol oft gesehen, daß junge Maler mit ihres Gleichen nicht viel Umstände und sich eben kein Gewissen daraus machten, ihre Kameraden neben sich herabzusetzen, aber ein solcher Hans Dampf, der sich über die größten Meister und ihre gelungensten Werke so leichtfertig auszusprechen unterfängt, ist mir bis jetzt noch nicht vorgekommen.

Schon schwebte eine bittere Erwiderung dem Jüngling auf den Lippen; sein guter Engel hielt ihn noch zurück, sie auszusprechen, denn sie hätte den Onkel aufs tiefste verlegt. Bei alledem, wollte er sagen, verwechsle ich nicht, wie Sie, die Werke der Meister mit elenden Puschereien, die Ihnen Ihr halbes Vermögen kosten. Doch, wie gesagt, sein guter Engel hielt ihn von dieser Ausrufung zurück und er antwortete:

Verzeihen Sie mir, bester Onkel; ich habe auch ein Geschenk für Sie. Ich bringe Ihnen einen Kopf von Tizian mit — sehen Sie her!

Der Onkel schloß ihn in seine Arme. „Mein Freund!“ rief er voller Freude aus, „nimm aus dem Entzücken, in welches mich dein Geschenk versetzt, ab, mit welcher Ehrfurcht du von den großen Meistern sprechen solltest! Und — fuhr er fort, indem er bewundernd auf die Leinwand blickte — vergleiche Das, was du machen kannst, mit diesem deinem Geschenk und beuge dich in Demuth davor!“

Drei Tage lang kam er aus dem Loben und Preisen des Bildes nicht heraus; da konnte sich Eugen nicht mehr halten und rief aus: „Theuerster Onkel, den Kopf habe ich gemalt!“

Überraschung und Zorn trieben dem Onkel das Blut ins Gesicht. Nach einigem Besinnen, den Neffen von oben bis unten messend, sagte er: „Ja, du! Narrenspossen!“

So wahr ich lebe, bester Onkel, er ist von mir.

Nun denn, mein sauberer Herr Nefse, um so schlimmer; du bist ja der unverschämteste Mensch, der mir je unter die Augen gekommen ist. Du hast mich hintergehen wollen, jedenfalls entweder dein Machwerk mir als ein Werk Tizian's unterschieben wollen oder mich glauben machen, du seist der Urheber eines Bildes, das von jenem Meister herrührt. Außerordentlich! Nur daß du dich etwas stark verrechnen wirst. Nein, so leichtgläubig sind wir denn doch noch nicht, daß wir uns unser Urtheil so leicht sollten erschüttern lassen und nicht auf den ersten Blick sehen sollten, was ein solcher Meister gewollt hat, was nicht. Der Kopf ist von Tizian. Arbeite du, mein Freund, sei hübsch fleißig und gib dir Mühe, das wird vernünftiger sein und dich besser kleiden, als sich mit fremden Federn zu schmücken.

Aber, liebster Onkel, es ist eine Copie, die ich in Rom gemacht habe.

Still, sage ich; man muß einen Spaß nicht zu weit treiben. Du solltest mehr Achtung haben vor meinen grauen Haaren und mehr Dankbarkeit für Das, was ich an dir gethan habe.

Aber, mein bester Onkel, betrachten Sie doch nur die Leinwand, sie ist ja aus einer unserer Fabriken.

Verlaß' mich! rief der alte Graf. Ein so großes Genie kann meine Unterstützung fortan entbehren und ich meine theils brauche Ruhe; ja, Ruhe, Frieden und Freunde, denen ich nicht zur Zielscheibe ihrer Späße diene.

Eugen versuchte sich zu entschuldigen, aber der alte Onkel blieb unbeugsam. Er mußte sich entfernen; kurze Zeit darauf kehrte er nach Italien zurück.

Der alte Graf war in einer solchen Aufregung, daß er die letzten Worte des Neffen gar nicht gehört hatte. Als er sich allein sah, wandelten ihn traurige Betrachtungen an über den verlassenen Zustand, in dem er sich befand; da ging ihm ein Gedanke in seiner Seele auf wie ein Stern. „Ich habe“, sagte er zu sich, „meine Neffen so weit gebracht, daß sie sich selber forthelfen können; mein Vermögen, das mir noch geblieben ist, gehört nun mir.“

Sogleich ließ er sich einen Kunsthändler Namens Samuel kommen. Seit 14 Tagen war Samuel täglich dagewesen und keine List und keinen Kniff hatte der alte Fuchs unversucht gelassen, unsern alten Grafen dazu zu bringen, ein herrliches Bild von Rembrandt zu kaufen. Aber die Summe, die er dafür verlangte, belief sich fast auf die Einnahme des Grafen fürs ganze Jahr, und noch am Morgen, nachdem er lange mit sich gekämpft, hatte er ihn weggeschickt mit der Weisung, nicht wiederzukommen. Jetzt hatte er sich besonnen, seinen Entschluß gefaßt: sein Geld gehörte ihm.

Samuel, begann er, du foderst 10,000 Francs, das ist zu viel; ich muß etwas übrig behalten, um meinen Unterhalt bestreiten zu können; wenn ich mich auch aufs alleräußerste einschränke und mir die härtesten Entbehrungen auferlege — unter 2000 Francs kann ich nicht auskommen das Jahr über. Ich kann also nicht mehr geben als 8000 Francs; wenn du es dafür lassen kannst, gut; wo nicht, so geh', aber komme mir nie wieder über die Schwelle.

Der Herr Graf, erwiderte Samuel, wissen recht

gut, daß, was ich für mein Bild fodere, noch nicht zwei Drittel von Dem sind, was es eigentlich werth ist und daß ich, wenn ich nicht gerade sehr nöthig Geld gebrauchte und dem Herrn Grafen nicht so gern zu Dienst sein möchte, nur noch ein Weichen zu warten brauchte, um 12,000 Francs dafür zu erlangen.

Sie debattirten noch lange hin und her; endlich rief der Graf aus: „Nun denn, du sollst 9000 Francs haben.“

Er mußte sein Pferd verkaufen; kurz darauf verließ er das erste Stockwerk und zog ins zweite — dann ins dritte; endlich verkaufte er auch sein Silberzeug.

(Beschluß folgt.)

Sagen der Araber in Algier vom Löwen.

Die Araber in Algier haben, wie Alexander Dumas erzählt, die größte Hochachtung vor dem Löwen und seinem Charakter und es laufen über ihn eine Menge von Sagen und Geschichten umher, die viel Merkwürdiges enthalten. Sie nennen ihn Sid oder Herr, wenn sie von ihm reden, aber sie tituliren ihn: Sid dschohan-ben-el dschohan (Herr Johann Johanns Sohn), wenn sie mit ihm sprechen. Weshalb haben sie dem Löwen Menschennamen und Titel gegeben? Weil er, wie sie sagen, die edelsten Eigenschaften des edelsten Menschen besitzt, weil er tapfer und großmüthig ist, weil er die Worte der Menschen versteht, in welcher Sprache man ihn auch anreden mag, weil er die Tapfern achtet, die Frauen ehrt und schonungslos gegen Memmen ist. Wenn der Araber einem Löwen begegnet, so hält er sein vor Furcht zitterndes Pferd an und spricht zu seinem schrecklichen Gegner: „Ja, du bist es, Herr Johann Johanns Sohn! Glaubst du mich in Furcht zu setzen, mich den und den, Sohn des und des? Du bist edel, ich bin auch edel, du bist tapfer, auch ich bin tapfer, laß mich also weiter ziehen wie einen Bruder, denn siehe, ich bin ein Mann des Schießpulvers, ein Mann der schwarzen bösen Tage.“ Dann legt er die Rechte an seinen Säbel, hebt sich in den Steigbügel und reitet gerade auf den Löwen zu, welcher nun zur Seite schreitet und Jenen seines Wegs ziehen läßt. Fürchtet der Mann sich aber und kehrt um, so ist er verloren, denn augenblicklich springt der Löwe auf ihn zu und zerreißt ihn. Der Löwe sieht immer scharf in seines Gegners Antlitz und liest in dessen Zügen, was er jetzt empfindet; zeigt sich Furcht in des Menschen Gesicht, so kommt der Löwe näher, stößt ihn mit der Schulter an und aus dem Wege, indem sein heiseres Gebrüll Jenem den Tod verkündet; darauf tritt der Löwe, die Lippen mit Schaum bedeckt, etwas zurück, umschreitet im Kreise sein Schlachtopfer, indem er mit seinem Schweife die jungen Stämme der Gebüsche abschlägt und zuweilen entfernt er sich und verschwindet. Jetzt faßt der Mensch wieder Muth, er denkt dem Löwen zu entkommen und flieht, aber nach 100 Schritten steht der Löwe wieder vor ihm und versperrt ihm den Weg, dann legt das Thier ihm erst die eine Taze und darauf die andere auf die Schultern und leckt mit seiner scharfen Zunge ihm das Gesicht blutig, und zwar so lange, bis der Mensch strauchelnd oder vor Furcht ohnmächtig niederstürzt. Nun verläßt ihn der Löwe wieder und geht fort, um zu trinken, zuweilen eine Viertelstunde weit, denn jetzt ist der Mensch sein und er kann nach Gefallen zurückkehren. Nach dem Trunke kommt er wieder, beleckt den

Menschen noch einen Augenblick und dann beginnt er ihn zu fressen. Etliche Araber, wie mein Erzähler sagte, als er mir Obiges mittheilte, haben sich schon in der geschilberten Todesangst befunden, nämlich ohnmächtig auf der Erde liegend, während der Löwe um zu trinken sich entfernt hatte, und wurden glücklich gerettet, entweder durch eine Karavane oder durch Jäger oder durch einen Araber, der tapferer als sie und besser mit den Gewohnheiten des Löwen bekannt war. In letztem Falle hütete sich der tapfere Araber sehr, dem Feigen zur Flucht zu verhelfen, weil sie Beide dann umgekommen wären, da der Löwe sie einholen würde, sondern er erwartete dessen Rückkehr. Wenn der Löwe nun wieder sich zeigt, so geht der tapfere

Araber ihm entgegen und sagt zu ihm: „Der, welcher dort auf der Erde liegt, Herr Johann Johanns Sohn, ist nur eine Memme, aber ich bin der und der, Sohn des N. N., und ich fürchte dich nicht; indes bitte ich dich doch um Gnade für jenen erbärmlichen Menschen, der nicht werth ist, von dir verspeist zu werden; ich will ihm die Hände binden und ihn fortführen, um ihn zum Sklaven zu machen.“ Nun stößt der Löwe ein heiseres Gebrüll aus und der Tapfere sagt darauf: „O Herr, sei nur ruhig, er soll streng bestraft werden“, und bei diesen Worten bindet er Jenem die Hände mit seinem Kameelstrick. Damit zufriedengestellt, entfernt sich der Löwe und verschwindet, um nicht wiederzukehren.

Die Begegnung im Waldrevier.



Ritter aus der Zeit des Mittelalters.

Wie bei den Griechen und Römern jeder Bürger zugleich zur Vertheidigung des Staats berufen war, welchem er angehörte, und die Waffen für sein Vaterland ergriff, sobald es der Wille der Nation oder die Nothwendigkeit eines Angriffs von außen erheischte, so war auch bei unsern deutschen Vorfahren ursprünglich

jeder freie Mann zum Dienst im Heere zugleich verpflichtet und berechtigt. Anders ward es durch das Lehnswesen. Die großen Grundbesitzer, die Burgherren und Ritter, welche von dem Landesfürsten ihr Grundeigenthum zum Lehn erhielten und deshalb Lehns-träger oder Vasallen des Landesfürsten hießen, waren dafür, daß sie innerhalb ihres Gebiets gewisse Herrschaftsrechte ausüben durften, verpflichtet, auf das Verlangen des Landesfürsten eine bestimmte Menge Reitersknechte und Schützen zu stellen und diese selbst als Mitkämpfer und Befehlshaber zu begleiten. Da sah man denn das Heer aus den verschiedenartigsten Gruppen zusammengesetzt. Von einer gleichen Kleidung selbst in den einzelnen Scharen oder Fähnlein war keine Rede und nur die Art der Bewaffnung war im Allgemeinen ungefähr gleich. Es standen damals drei hauptsächlichliche Waffengattungen vorzugsweise im Felde: schwere Reiterei, leichte Reiterei und Fußvolk. Die schwere Reiterei bestand fast nur aus den eigentlichen Rittern, die leichte Reiterei bildeten deren Knappen. Die Knappen selbst aber waren theils kleinere Vasallen, welche wieder ihre Besitzungen von den

größern Grundherren zu Lehen hatten, theils die Söhne vornehmer Vasallen, welche sich durch Auszeichnung im Kriege den Ritterrang erkämpfen wollten. Die Ritter waren vom Kopf bis zum Fuß in eiserne, ja in silberne und übergoldete Rüstungen gehüllt und trugen auf dem Haupte den glänzenden Ritterhelm mit einem bestimmten Schmucke (woraus die Helmzierden der Familienwappen entfianden), damit er im Getümmel der Schlacht von den Seinen erkannt werden könne. Die Knappenschaft führte nur eiserne oder aus Drahtschlingen geflochtene Brustpanzer und einen eisernen Hut (Pickelhaube). Anstatt daß der Ritter an jeder Ferse einen Sporn zeigte, was sein ritterliches Vorrecht war, hatte der berittene Knappe nur an einem Absatz einen eisernen Stachel. Unser Bild zeigt einen mittelalterlichen Ritter in voller Rüstung, wie sie noch heutzutage in unsern Rüstkammern aufbewahrt werden.

Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts war die Hauptwaffe des Ritters eine lange schwere Lanze, an seinem Gürtel hing ein leichter Degen und der Dolch, am Sattel klirrte noch außerdem auf der einen Seite, besonders bei den Franzosen, das fünf Fuß lange



Ritter aus der Zeit des Mittelalters.

Schlachtschwert, und auf der andern Seite, besonders bei den Engländern, der Streithammer oder ein mit Stacheln bewehrter Streitkolben. Dazu saßen die Ritter auf schweren und starken Pferden, während die Knappen, welche vorzüglich zur Unterstützung der Ritter im Kampfe bestimmt waren, leichtere und geringere Pferde ritten. Auch ihre Waffen waren leichter. Sie hatten früher Bogen und Pfeile, dann Armbrüste und hießen bei den Franzosen Archers, bei den Deutschen Ringer. Später, nach allgemeinerer Anwendung des Schießpulvers, als sie 2½ Fuß lange Feuegewehre führten — und sie bekamen dieselben schon im 15. Jahrhundert, während sich die Ritter deren noch nicht bedienten — nannten sie die Franzosen Arquebusiers, die Deutschen Hakenreiter.

Die Belagerung des Capitols im Jahre 390 v. Chr.

Ein Bild aus der alten Römerzeit.

Es gehört sicher eine lebhaftere Phantasie dazu, sich ein Bild vom Zustande Europas zu machen, wie er 400 und 500 Jahre vor Christi Geburt beschaffen war. Alles, was wir in Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe als Cultur bezeichnen, war damals nur auf einen kleinen Raum beschränkt, auf Griechenland mit seinen Inseln, das südliche Italien, mit Einschluß Siciliens, und einige Küstenpunkte des Mittelländischen Meers, z. B. Marseille, damals Massilia, oder Cadix in Spanien. Griechenland und das südliche Italien blieben aber immer der eigentliche Sitz, ja das letztere war es nur insofern, als sich zahlreiche Griechen seit Jahren dort niedergelassen und es zu ihrem neuen Vaterlande erhoben hatten, das mit dem ältern um den Vorrang. Ging man in Italien nördlicher hinauf, so gelangte man in den römischen Staat. Hier war nun von Kunst, Wissenschaft und Handel schon fast gar keine Rede. Bereits zählte Rom, als Stadt und Staat gedacht, einige Jahrhunderte seit seinem Bestehen und bildete einen tüchtigen Kern, aber Ackerbau und Krieg allein waren vom ersten Augenblicke seiner Geburt an die Hauptstützen gewesen und bis auf diesen Tag geblieben. Heute lieferte oft der Consul dem Feinde eine siegreiche Schlacht, morgen erkannte man ihm in Rom einen glänzenden Triumph zu, und wenige Tage nachher hatte seine Herrschaft ein Ende; wer ihn sprechen wollte, mußte aufs Feld hinaus, wo er anspruchslos hinter dem Pfluge herging. Aber furchtbar und mächtig hatte sich Rom im verhältnißmäßig weiten Kreise gemacht. Alle die vielen kleinen Völkerschaften, von denen es im 1. und 2. Jahrhundert seines Lebens umringt gewesen war, hatten sich um diesen neuen Kern krystallisirt; eine nach der andern war angegriffen, besiegt und dann einverleibt worden, indem man ihnen meist dieselben Rechte oder doch den größten Theil derselben einräumte, welche jeder römische Bürger besaß. Ansehnliche Städte, die schon blühten, als Rom kaum entstanden war, hatten kein besseres Geschick gehabt. Bereits war Rom bis über Veji und Faleria in Etrurien, dem heutigen Toscana, Herr, und was es an Kunst oder Wissenschaft nöthig hatte, holte es vornehmlich daher. Jedoch hier sollte Rom eine sonderbare Bekanntheit machen, wodurch es bei einem Haare wie so manche seiner Nachbarn ringsumher von der Welt hätte verschwinden können. Das heutige Frankreich oder Gallien, wie es viele hundert Jahre lang

in jener alten Zeit hieß, war von einem wilden Volke bewohnt, das sich in mehre Stämme unter einzelnen Anführern oder Herrschern trennte. Dies wilde Volk erscheint uns unter den Namen der Celten, der Gallier, der Cimbrer, der Cimmerier, je nachdem es gerade mit dieser oder jener Horde desselben zu thun gab. Die Jagd war ihre Hauptbeschäftigung, aber freilich nährte sie nicht genug, Viehzucht kam auch zu Hülfe; allein der wilde, rohe Naturfimmel erwachte zum mindesten dann, wenn sich auf dem oder jenen Punkte die Menge zu sehr angehäuft hatte oder das Gerücht eingedrungen war, daß in der Nähe ein Volk wohne, wo Feld, Vieh, Speise und Trank im Überflusse sei. An irgend einem Anführer, der die jüngern Krieger dazu auffoderte, aus-zuziehen und einen bessern Aufenthalt zu suchen, fehlte es nie, und so waren sie schon über die Alpen nach Italien hinabgekommen, ehe das 6. Jahrhundert v. Chr. vergangen war. Sie hatten, berichtet die Sage, vernommen, daß dort köstlicher Wein wachse, und dies konnte allerdings solche Halbwilde anreizen, über die mit ewigem Eise bedeckten Alpen zu klettern und dann auf ihren flachen Schildern in die Ebene hinabzugleiten. Übrigens darf man auch nicht vergessen, daß diese Horden wol unter sich auch oft in einem wahren Vertilgungskriege lebten, wo dem Besiegten nichts übrig blieb, als einen neuen Aufenthalt zu suchen oder sich — erwürgen zu lassen. Kurz, ungefähr im Jahre 600 v. Chr. kam eine Horde solcher graufiger Wilden, wie sie uns jetzt Nordamerika nicht mehr finden läßt, über die Alpen herab, und das obere Italien war damals schon allerdings gegen ihren dichten Wald, ihre rauhen Berge ein prächtiger Garten. Sie breitete sich bis an den Po, den König der Flüsse, aus, wie ihn der Dichter Virgil nennt. Die fleißigen, gebildeten Etrurier hatten sich quer durchs ganze Land verbreitet, Kanäle gegraben, Häfen an der Küste angelegt, Städte gebaut, und jetzt setzten sich Tausende solcher rohen Naturmenschen fest und zerstörten, verheerten, vernichteten, was die Frucht von Jahrhunderten war. Statt fruchtbarer Felder entstanden höchstens Weiden für gallische Heerden; statt der Städte sah man wieder nur Stroh- und Schilfhütten. Nur einige der Städte entgingen dem Gräuel der Verwüstung bis auf diesen Tag, z. B. Mantua und Mailand. Was brauchten diese Söhne der Wildniß Paläste! Sie lagerten in Hütten auf einem Bund Heu oder Stroh; sie nährten sich von Fleisch und ihr Reichthum bestand in Gold, Silber und Heerden. „Dies sind Güter, die man immer mit sich führen kann!“ war ihr Wahlspruch, und wenn der Frühling kam, trachtete bald dieser, bald jener Stamm danach, indem er nach Süden hinab einen neuen Streif- und Raubzug unternahm.

Im Laufe der Zeit mußten sie auch so mit den Römern bekannt werden, besonders als die Zahl der Wilden wiederum sich so gemehrt hatte, daß neuer Raum vonnöthen war. Eine Horde von wol 30,000 Sannonen, wie sie die römischen Schriftsteller nennen, zeigte sich — es war im Jahre 390 nach ihrem ersten Auftreten in Italien — vor der Stadt Clusium, dem heutigen Chiusi, kaum drei Tagereisen von Rom entfernt. Die wilde Horde war nicht ganz wild, die Zeit und Umgebung hatte sie doch schon etwas gesittigt; sie verlangte von den Bürgern Clusiums nur die Hälfte ihrer Acker. Indessen statt solchem Verlangen zu entsprechen, trafen die Bürger Anstalten, ihre Stadt zu vertheidigen und schickten Nachricht von dem Ereignisse nach Rom, um Hülfe zu erbitten. In Rom sah man

von jeher so etwas sehr gern; „Unter zwei Streitenden siegt der Dritte!“ dieser Satz galt damals wie jetzt. Zunächst sendete es drei junge Männer aus dem Hause des Fabius als Abgeordnete hin, den Stand der Dinge in Clusium zu untersuchen und mit dem feindlichen Heerführer zu unterhandeln. Der Brenn der Gallier, d. h. ihr Feldherr, woraus die Römer einen Personennamen gemacht haben, bemerkte gegen die Gesandten sehr ruhig, „daß die Bewohner von Clusium mehr Land besäßen, als sie bebauen könnten, seinem Volke dagegen fehle es daran; träten sie es nun ab, so sei aller Streit geschlichtet, aber außerdem gelte die Gewalt. Wir kennen — schloß er — euch Römer fast gar nicht, halten euch aber für ein wackeres Volk, da sich die Etrurier unter euren Schutz gestellt haben. Bleibt daher hier und seid Zeugen des Kampfes; wir wollen ihn in eurer Gegenwart zu Stande bringen und dann könnt ihr gleich zu Hause melden, wie sehr die Gallier allen andern Männern an Tapferkeit überlegen sind.“

Die stolzen Fabier konnten ihn kaum seine Rede beendigen lassen; ihr römisches Selbstgefühl war beleidigt. „Mit welchem Rechte könnt ihr euch fremdes Gebiet aneignen wollen?“ rief der Älteste zornig. „Was sollen solche Drohungen? Was macht ihr in Etrurien?“

Da lachte der wilde Brenn. „Mit welchem Rechte? Ei nun! mit dem, das bei euch gilt, wenn ihr die euch nahen Völker zu Sklaven macht, ihre Habe plündert, ihre Städte zerstört; es ist das Recht des Stärkern, das auf der Spitze unserer Waffen steht. Dem Tapfern gehört die Welt!“

Die römischen Abgeordneten verkehrten jetzt mit den Einwohnern Clusiums und bestimmten sie, einen Angriff auf die Gallier zu machen, den sie selbst leiteten. Der Eine von ihnen kam mit einem Anführer der Gallier zum Kampfe und durchrannte ihn mit seiner Lanze. Er nahm dem Getödteten seine Waffen ab und eilte in die Linie zurück; allein an der Mützung erkannten ihn die Gallier als einen der römischen Unterhändler, und nun entbrannte der Zorn in ihrem Lager allgemein. Der Brenn brach den Kampf ab. „Jetzt haben wir es nicht mehr mit den Clusiern zu thun, sondern mit den Römern, die gegen alles Völkerrecht handeln!“ stellte er seinen andern Anführern vor und wollte sogleich dahin aufbrechen. Indessen die Besonnenern drangen doch darauf, daß man erst mit Rom selbst unterhandeln und Abgeordnete unmittelbar dahin senden möchte, um Genugthuung zu erlangen. Letztere erschienen im Senat, und die Römer waren nicht wenig verwundert über diese Halbwilden. Man bot ihnen Geld, viel Geld, den Mord, den Fabius unbesonnen begangen hatte, zu sühnen, doch die rohen Söhne der Wildniß verlangten seine Auslieferung, und die Familie der Fabier stand in zu hoher Achtung in Rom, als daß man so weit nachgegeben hätte. Zorniger als sie gekommen waren, kehrten sie in ihr Lager zurück, wo sich nun Alles zum Aufbruch nach Rom rüstete. Hier erwartete man jedoch allerdings auch den Kampf mit ihnen. „Wem das Wohl des Staats am Herzen liegt, folge mir!“ rief einer der Consultribunen in der Stadt aus und ließ zwei Zelte am Fuße des Capitols aufschlagen, ein blaues, wo sich Alle meldeten, welche zu Pferde dienen wollten, und ein rothes, in welchem man Fußvolk anwarb. Auf dem Lande ringsumher fand gleiche Werbung statt. Im Ru standen 16,000 Römer auf solche Art unter den Waffen und vereinten sich mit 24,000, die schon jedes Winks gewärtig waren. Alles brach auf, dem

neuen Feinde entgegen, der rasch durch alle Dörfer, bei allen Städten dahinwogte, den Erschrockenen und Staunenden zurufend: „Wir thun euch nichts! Seid unbeforgt! Wir sehen euch für Freunde an und ziehen nur gegen Rom!“ Eine halbe Tagereise von Rom trafen sie den Wall, den das Heer der Römer entgegenstellte. Das Kriegsgeheul der Gallier, ihr Kriegsgefang, das wilde Toben setzten die Römer nicht wenig in Staunen. Sie hatten sich zwischen der Tiber und einer Reihe niedriger Berge geschart, indem ihr Mittelpunkt, letztere zu besetzen, ziemlich schwach blieb. Letzteres widerstand daher dem ungestümen Andrang der Gallier nur wenig und bald wurde die Schlacht zu einem furchtbaren Gemischel, aus dem nur der linke Flügel ziemlich ungeschwächt nach Rom abzog und sich hier ins Capitol flüchtete. Der rechte Flügel ward in die Tiber gejagt und ertrank theils darin, theils flüchtete Alles, was ans andere Ufer kam, in die den Römern nahen befreundeten Städte. Es war der 16. Juli des Jahres 390 v. Chr. Wären die Gallier ihnen sogleich nachgestürzt, so war es um Rom geschehen. Allein solche wilde Horden sind weiten Planen fremd; ihre Rache hatte sich jetzt schon gesättigt; es gab unendliche Beute, Essen und Trinken im Ueberfluß. Erst am folgenden Tage, und zwar auch da nur gegen Abend, gingen sie an der Tiber weiter hinab nach Rom zu, indem sich kein römischer Krieger sehen ließ. Die Niederlage des Heers hatte hier die größte Bestürzung verbreitet. Es bedurfte einiger Zeit, ehe man sich nur so weit erholte, um Roms Beste auf dem Capitolinischen Berge gehörig zu besetzen und mit Lebensmitteln zu versorgen. Fast alle Bürger brachten ihre Sachen von Werth dahin; aus den Tempeln trug man die Bilder der Götter und ihre Schätze hinauf. Alles, was fliehen konnte, eilte in die benachbarten Städte und Niemand blieb zurück, als Alte, Schwache oder solche, die sich schämten, ihr Elend, ihre Schmach so zur Schau zu tragen. Lieber wollten sie am häuslichen Herde sterben, ja viele der Edeln, der ältesten Greise setzten sich ruhig in ihre Hausflur, mit ihren besten Kleidern angethan und den elfenbeinernen Stab ihrer Würde in der Hand, der Feinde harrend und ihrem Schicksale ruhig entgegenschend.

(Beschluß folgt.)

Kurze Predigt.

Der launige Swift ward einst aufgefodert, zur Einleitung einer Collecte, die man veranstalten wollte, eine kurze Predigt über die christliche Wohlthätigkeit zu halten. Er übernahm es, trat zur bestimmten Zeit auf und hielt nachfolgende, hier in extenso mittheilbare Predigt:

Lert: Sprüchwörter Salomonis 19, 17. Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten.

Predigt: Wenn euch die Bürgerschaft genügt, so gebet euer Geld her. Amen.

Sie dünkte den Zuhörern lang genug und eine ganz überaus reiche Collecte war die Folge. Die Moral davon? Es kommt nicht darauf an, wie lange, sondern was man predigt und — daß es hübsch deutlich sei.

Mannichfaltiges.



Die beiden weltberühmt gewordenen Schuster Hans Sachs in Nürnberg und Jakob Böhme in Görlitz haben schon in der Alten Welt ihre Vorbilder gehabt. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts vor Christi Geburt hatte der Schuster Simon von Athen einen gefeierten Namen. Sokrates besuchte oft seine Werkstätte und unterhielt sich mit ihm über die wichtigsten Dinge. Perikles, der berühmteste Staatsmann jener Zeit zu Athen, fragte ihn oft um Rath und versprach ihm lebenslänglichen Unterhalt, wenn er stets um ihn sein wolle. Aber Simon wollte seine Freiheit nicht verkaufen. Fast nicht weniger berühmt war der Schuster Alphenus Varus in Cremona, zur Zeit der Regierung des Kaisers Augustus. Er trieb sein Handwerk auf offener Straße, war schlau und gewißigt und immer von Menschen umringt, die sich Rath bei ihm erholten. Aber er ward dem Leisten untreu und in höherem Mannsalter noch Student zu Rom, wo er es bald so weit brachte, daß er einer der gesuchtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit ward.

Patent-Not- und Beinkleidertaschen werden in London als eine wichtige Erfindung durch Straßenanschläge ausposaunt. Sie können an jedem Kleidungsstück mit Leichtigkeit angebracht werden. Ein Ring aus Gutta Percha schließt die Tasche bis auf eine kleine Öffnung, durch die man nur mit einiger Gewalt die Hand durchstecken kann, sodas fremde Finger nicht in das Heiligthum des Eigenthümers dringen können, ohne daß es der rechtmäßige Eigenthümer gewahr wird.

Gastaldy, einer der berühmtesten Esser und Feinschmecker in Paris, ließ sich einst nach reichlich eingenommenem Mahle noch eine starke Portion Maccaroni geben. Seinem Nachbar, der darüber seine Verwunderung äußerte, antwortete er: „Die Maccaroni sind ein schweres Essen, ich weiß es. Aber es geht dabei zu wie beim Eintritt des Dogen von Venedig: man muß ihm Platz machen und alle Welt rückt zusammen.“ Gastaldy starb, wie er gelebt hatte; er fiel, vom Schlage getroffen, beim Ausschneiden einer Leberpastete.

Ashaffenburg hat seinen Namen von den altdeutschen Worten asga = Asche und alfa = Fluß, also Aschenbach. Zu der Zeit nämlich, als die erste Ansiedelung in der Gegend, wo jetzt Ashaffenburg liegt, sich auszubreiten anfangen, waren die Mainufer zu beiden Seiten nichts als Wald; man bedurfte aber Land zum Feldbau. Das Abholzen des dichten Urwaldes durch die Art würde eine fast unmögliche Arbeit gewesen sein; man steckte ihn deshalb in Brand. Das ganze Thal ward von Bäumen entblößt, die Asche lag aber so dick darin, daß der Bach ganz davon bedeckt war, den man die Ashaff nannte.

Die kleine Wetterhexe. Als Friedrich der Große einmal bemerkte, daß die Bitterung von der, welche im Kalender stand, bedeutend abwich, fragte er deshalb den Akademiker Bode. Dieser antwortete ganz ruhig, er sei an der

Sache ohne Schuld. Denn die in der Columne für Planetenconstellationen leer gelassenen Stellen im Kalender fülle seine 12jährige Tochter mit Wetter aus und sei dabei bloß angewiesen, in den Hundstagen nicht strengen Frost und im Januar nicht große Hitze zu verkünden.

Die Leihbibliotheken in London (Circulating libraries) sind großartig, wie so Vieles in dieser Weltstadt. Sie leihen nicht bloß in London selbst, sondern auch im übrigen England ihre Bücher aus. Beständig sind auf den Eisenbahnen kleine Büchersammlungen in besondern, dazu eingerichteten Kisten in Bewegung, die entweder an die Leser in den Provinzen oder zurück an die Leihbibliotheken in London adressirt sind. Um nun ihre Abonnenten, die auf die Neuigkeiten sehr begierig sind, gleichzeitig bestiedigen zu können, schaffen die Herren Otley, Mudie und andere Unternehmer solcher Circulating libraries die guten Bücher gleich zu hundert und mehr Exemplaren an. So steht z. B. in dem Kataloge der Mudie'schen Leihbibliothek Macaulay's „Geschichte von England“ in 200 Exemplaren; Layard's „Ausgrabungen von Niniveh“ in 100; Cumming's „Löwenjagden“ in ebenso vielen u. s. w.

Lebensalter einiger Thiere. Folgende Angaben sind das Resultat langer Beobachtungen: Der Bär erreicht selten ein Alter von mehr als 20 Jahren; dieses ist auch das durchschnittliche Alter des Hundes und des Wolfs; der Fuchs lebt 14—15 Jahre, die Kage 17 Jahre; Eichhörnchen, Hasen und Kaninchen werden nur 5—8 Jahre alt; Elefanten sollen 400 Jahre alt werden. Das Rhinoceros lebt 50 Jahre, Pferde können ein Alter von 72 Jahren erreichen; gewöhnlich leben sie nur 25—30 Jahre. Das Kameel kann 100 Jahre alt werden. Ein Adler hatte einmal in Wien 104 Jahre erreicht. Auch Raben können ein ganzes Jahrhundert leben; Schweine sollen sogar 300 Jahre alt werden können. Eine Schildkröte hat nachweislich ein Alter von 190 Jahren erreicht. Pelikane und Hirsche pflegen ebenfalls sehr lange zu leben. Ein Schöpß wird selten älter als 10, eine Kuh kaum 15 Jahre alt.

Sammerfest, die letzte europäische Stadt im Norden, besteht jetzt aus ungefähr 80 Häusern mit 400 Einwohnern; es hat zwei Wirthshäuser, die sich Hotels nennen lassen und in einem derselben findet sich sogar ein Billard. Im Sommer bietet die kleine Stadt ein heiteres und belebtes Gemälde dar; im Verlaufe einiger Monate sieht sie fast 200 Fahrzeuge, theils norwegische, theils fremde ankommen. Sie bringen Mehl, Hanf u. dgl. und nehmen als Austausch Fische, Rennthierhäute, Eiderdunen und Fuchspelze mit fort. Aber der Winter dort ist schrecklich — Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden; vom Morgen bis zum Abend brennt die Lampe in allen Häusern.

Das russische Wort Nitschewó heißt, buchstäblich übersetzt: nichts, wird aber auch im gemeinen Leben als ganzes Satz gebraucht und heißt dann so viel als: Das ist nichts! Es hat nichts zu bedeuten! Es schadet nichts! Zum Nitschewó nimmt der gemeine Russe in geistigen und körperlichen Leiden, in Mangel und Noth seine Zuflucht. Hat er seine Aufgabe verfehlt, so tröstet er sich mit: Nitschewó. Hat er Prügel bekommen, so reibt er sich die Hände und sagt: Nitschewó. Hat er sich auf irgend eine Art wehe gethan und ist er in drückende Noth gerathen, so sagt er: Nitschewó.